



BILD: MARCO REBLER

Journalismus darf nicht zur Traumwelt werden

von LISA BREIT & TOBIAS Waidhofer

Journalisten sollen Wirklichkeit beschreiben. Sie entscheiden, was berichtet wird. Sie sind die viel zitierten „gate-keeper“ der Information. Keine leichte Aufgabe. Und eine, die eigentlich voraussetzt, dass Journalisten nah dran sind, wenn etwas passiert. Realistisch ist das aber nur noch bei den ganz großen Medienhäusern. Denn Zeiten ändern nicht nur Menschen, sie ändern die ganze Welt. Auch den Journalismus. Mit jedem Jahr wird die Welt globaler. Die Krim-Krise oder der Bürgerkrieg in Syrien sollten die Gesellschaft eigentlich beschäftigen. In Simferopol und Aleppo passieren unglaubliche Dinge. Aber

das scheint in Österreich nur wenige wirklich zu interessieren. Warum ist das so? Warum werden Geschwindigkeitsbeschränkungen oder Hundehaufen im Park als relevanter empfunden? Sie profitieren von der räumlichen Nähe – und schaffen es so häufiger in die Zeitungen. Die fast 200.000 Leichen in Syrien werden indes als Randnotiz wahrgenommen. Weil der Bezug fehlt.

Aber auch, weil die globalen Themen von Tageszeitungen nicht umfassend dargestellt werden können. Sie versuchen es zwar – benötigen jedoch Hilfe. Und das ist der Punkt, wo die großen Nachrichtenagenturen ins Spiel kommen. Zeitungs-

nachrichten sind oft News aus zweiter Hand. Sie werden von der Deutschen und der Österreichischen Presse Agentur sowie Reuters übermittelt. Zu selten haben Redaktionen Zeit und Geld für eigene Recherchen vor Ort. So entscheidet oft ein unpersönlicher Agenturtext darüber, was tausende Menschen denken. Wie böse ist Putin wirklich? Was soll man vom Krim-Referendum halten? Fragen, die sich schwerlich vom Bürosessel aus beantworten lassen. Zu oft bleibt es dann bei Vermutungen. Oder dem Realitätsausschnitt eines einzelnen Journalisten, den Teile der Gesellschaft dann als Tatsache akzeptieren müssen.

Was bedeutet das für die journalistische Praxis? Wir können das Rad nicht neu erfinden. Aber wir können noch öfter den Bürosessel verlassen. Egal ob in der Außenpolitik, der Kultur oder dem Sport. Auch für Internationales lassen sich Experten in der Nähe finden. Und das müssen nicht einmal Spezialisten im herkömmlichen Sinn sein. Journalismus bedeutet auch, Geschichten zu erzählen. Es muss wieder mehr menschen.

Gefordert sind schließlich auch die Herausgeber. Damit Internationales leserfreundlich abgehandelt werden kann, braucht es mehr Geld und Personal. Damit der Journalismus nicht zur konstruierten Traumwelt wird.

Mehr dazu im Internet unter traum2014.wordpress.com : Videos, Fotostrecke, Audio

Zwischen *Mozart* und Pizzamann

Musik verbindet, heißt es. Ein Porträt über einen jungen Amerikaner, der sein Glück nun in Europa sucht

von ROBERT ARNDT

Spartanisch ist die Küche der WG eingerichtet. Die hölzerne Küchenzeile ist alt, an manchen Stellen bröckelt die Farbe schon ein bisschen. Auf dem Herd stehen einige Pfannen. In einer schwimmen noch die Essensreste des Vortags im Wasser. Tristan lädt uns auf die Eckbank aus Holz ein. Auf der Bank stapeln sich alte Pizzakartons. Er legt sie auf dem Boden, um Platz zu schaffen.

„Ich habe, seit ich 13 bin, immer in Wohnheimen gelebt. Deswegen wollte ich jetzt mal etwas anderes ausprobieren.“ Inzwischen ist er 22 Jahre alt. Es ist ein interessanter Mix aus Englisch und Deutsch, in dem er kommuniziert. Zumeist bleibt Tristan aber seiner Muttersprache treu. „Ich hatte drei Jahre Deutsch in den USA gelernt, aber da haben wir es kaum gesprochen. Ich werde besser, aber verstehen tut mich nicht immer jeder.“

Tristan ist US-Amerikaner. Seine Eltern stammen von den Philippinen, haben den Einbürgerungstest aber inzwischen bestanden. Beide sind Professoren an einer Uni im Bundesstaat New York. Tristan selbst ging in den USA auf diverse Musikschulen. Er lebte jahrelang in Michigan, landete letztendlich aber auf dem College in Rochester, New York, nahe der Heimat. Ausflüge in andere Gefilde verliefen nicht sehr erfolgreich. Den Bachelor in Politikwissenschaften schloss er nie ab. „Ich habe mich einfach nicht dafür interessiert. Ich war auch nicht wäh-



Tristan in der Küche seiner WG in Salzburg.

BILD: ROBERT ARNDT

len. In New York gibt jeder Obama seine Stimme. Er hat mich nicht gebraucht.“

Auch über europäische Politik weiß Tristan wenig. Außer dem Namen der deutschen Bundeskanzlerin fällt ihm dazu nichts ein. Er möchte viel lieber seiner Leidenschaft, dem Klavierspielen, nachgehen. Dafür ist er nach Europa gekommen. Salzburg und das Mozarteum sind in dieser Hinsicht sehr angesehen in den Vereinigten Staaten. „Salzburg ist eine schöne Stadt. Es gibt so viele schöne, alte Häuser. Das gefällt mir. So etwas existiert in den USA nicht.“

Tristan ist gerne in Österreich, das vermittelt er glaubhaft. Als friedlich empfindet er die Stadt. „In Rochester war ich abends kaum auf der Straße. Oft sind dort auch Schüsse zu hören.

Hier habe ich so etwas noch gar nicht erlebt. Ich fühle mich einfach sicher.“ Überrascht war er auch über die gute Infrastruktur. Die Busse seien zwar nicht immer pünktlich, dafür sei aber kein Auto notwendig. In den USA sei dies undenkbar.

Doch seine Entscheidung ist auch von finanzieller Natur. „Ich muss in den Staaten für zwei Semester 50.000 Dollar zahlen. Hier sind es nur 4.000 Euro. Deswegen haben mich meine Eltern bei diesem Schritt unterstützt, auch wenn sie mich nun vermissen. Aber wir skypen regelmäßig.“

Gerne redet Tristan aber nicht über seine Eltern. Er scheint froh, derzeit weit weg von ihnen zu sein. Gründe möchte er aber keine nennen. Sein stetiges Lächeln verschwindet dabei aus seinem Gesicht. Dennoch wirkt er zufrieden, aufgeschlossen und fröhlich. Im Gegensatz dazu behauptet er aber felsenfest, dass er Menschen nicht wirklich mag. „Ich bin Künstler und die sind manchmal eben ein bisschen eigen.“ In Salzburg macht er derzeit seinen Master in Klavier. Dies dauert zwei Jahre. Was er danach vor hat, weiß Tristan noch nicht. Er möchte reisen, den alten Kontinent besser kennenlernen. Dazu lernt er auch ein bisschen Spanisch. „Ich kann noch nicht mal richtig Deutsch, will aber schon die nächste Sprache lernen. Ich mache da etwas falsch.“ Stetig schimmert eine gewisse Selbstironie durch seine Worte.

Im Laufe des Gesprächs verfliegt seine leichte Nervosität. Tristan beginnt mehr zu erzählen, seine anfängliche Scheu hat er abgelegt. Salz-

burg habe er sich viel größer vorgestellt, aber enttäuscht ist er nicht. „Ich bin oft draußen hier. Das war in Amerika nicht so. Aber das kann auch daran liegen, dass dort alles im Umkreis von 500 Metern war.“

Tristan bezeichnet sich auch deshalb als faulen Menschen. „Ich bin schon aktiver hier, aber ich mache auch wirklich nur etwas, wenn ich muss.“ Verraten tun ihn da auch die vielen leeren Pizzakartons auf der Holzbank. Manchmal sei er zu faul, in den Supermarkt zu gehen. Dann bestelle er eben etwas. Sein Mitbewohner lache dann oft über ihn, aber in den Staaten sei das eben ganz normal. Einige Dinge vermisse er eben schon. Seien es seine Freunde, Barbe-

Freude über Essen mit mehr Geschmack

cue oder große Kühlschränke. „Ich kann mich aber gut anpassen. Jede Kultur hat eben ihre Vor- und Nachteile, und es ist schön, solche Dinge herauszufinden. Dafür ist das Essen hier viel besser und schmeckt intensiver. Ich kann sogar das Wasser aus der Leitung trinken.“

Während er redet, klingelt es an der Tür. Der Pizzabote steht draußen vor dem Eingang. Er kennt Tristan inzwischen gut, da er sich in den vergangenen sieben Monaten zu einem guten Kunden entwickelt hat. Ein bisschen Amerika bleibt für Tristan damit auch in Europa erhalten, während sich die Pizzaschachteln in der Küche Stück für Stück höher stapeln.

Ein Stückchen Freiheit

Für die meisten Menschen ist sie alltäglich. Im Gefängnis bleibt die Freiheit oft nur ein ferner Traum.

von SELINA THALER

Karl sitzt an der Bar und raucht. Alkohol gibt es keinen im „Saftladen“, dafür Billardtische und Essen. Das Lokal betreibt der Verein Neustart, der Ex-Häftlingen bei der Reintegration hilft. Karl wollte keine Hilfe. Nachdem er seine insgesamt 9,5 Jahre wegen Schlepperei im Gefängnis abgesessen hatte, organisierte er sich selbst eine Wohnung und Arbeit. Er habe sich an das System im Gefängnis angepasst, an den Freiheitsentzug gewöhne man sich aber nie: „Man kann den Körper einsperren, der Geist bleibt jedoch frei.“ Ähnlich ging es Felix Hnat, Obmann der Veganen Gesellschaft Österreich, der 2008 fast vier Monate in U-Haft war. Ihm wurde im Wiener Neustädter Tierschützerprozess vorgeworfen, andere Menschen zu kriminellen Taten angestiftet zu haben. Vorerst wurde er im ersten Prozess freigesprochen. „Man muss in Haft zwanghaft Aktivitäten finden“,

meint Hnat. Als U-Häftling dürfe man nicht arbeiten, man lebe nur den immer gleichen, strikt geregelten Alltag. „Das Highlight des Tages war eine Stunde mit anderen Häftlingen im Innenhof zu verbringen, oder Besuch“, sagt Hnat.

Indessen ist der Traum von der Freiheit im Gefängnis fast allgegenwärtig. Warum, weiß David Klingbacher, stellvertretender Leiter der Justizanstalt Salzburg: „Gefangene müssen von Freiheit träumen, ansonsten haben sie keine Motivation,

an sich selbst zu arbeiten.“ Für Hnat waren „die Gitterstäbe und der Stacheldraht das Symbol der Unüberwindbarkeit. Man hat große Hoffnungen, aber man weiß ja nicht, wann man rauskommt.“ So abrupt wie er festgenommen wurde, wurde er auch freigelassen. „Ich konnte es zuerst nicht glauben“, erinnert er sich, doch dann habe er so schnell wie möglich gepackt, bevor „sie es sich anders überlegen“.

Der erste Schritt in die Freiheit war für ihn erleichternd, doch „richtig genießen“ konnte er ihn nicht. Panikattacken, Angst im Dunkeln und allein zu sein, plagten den 26-Jährigen. „Doch man lernt den Wert von kleinen Dingen zu schätzen.“ Etwa die Wohnung verlassen zu können, wann man wolle – oder zu telefonieren.

Karls längste Strafe am Stück waren vier Jahre. Am schlimmsten sei gewesen, dass das Leben „draußen“ weitergehe und man nichts davon mitbekomme. Seine Zeitrechnung sei sowieso eine andere: „Ein Jahr sitze ich auf einer Pobacke ab.“



„Ein Jahr im Gefängnis sitze ich auf einer Pobacke ab“, sagt Ex-Häftling Karl.

BILD: ROBERT RATZER



visionÄR
glossiert von GERALD GUNDL

Unsere Traumregierung

Da staunen die anwesenden Journalisten. Kanzler Faymann und Vize Spindelegger treten nach dem Ministerrat wieder höchstpersönlich vor die Medien. Und verkünden das Ende der „situationselastischen“ Zeit. „Ab jetzt machen wir Politik für die Bevölkerung und nicht mehr für die Partei“, erklären die beiden unisono. Den Worten folgen Taten. Man reformiert die Verwaltung und beseitigt Doppelgleisigkeiten. Länder und Landeshauptleute tragen diese Entscheidung mit. Die Bildungsministerin erneuert die Schulpolitik, die Zentralmatura läuft zur Zufriedenheit von Lehrern und Schülern. Beim PISA-Test ist Österreich vorn mit dabei. Der ORF kann völlig unabhängig von Partei und Politik seine Entscheidungen treffen. Die Regierung einigt sich auf ein Sicherheitskonzept und das Bundesheer erhält wieder mehr Geld. Auch kann die Regierung vermelden, dass der Hypo-Alpe-Adria-Skandal aufgearbeitet ist. Das Geld wird ohne Belastung der Steuerzahler aufgestellt. Die Verantwortlichen sind ermittelt und bereits verurteilt. Doch dann kommt das sanfte Erwachen, die Sonne lacht, und diese Regierung bleibt, was sie immer war – nur ein schöner Traum.

Europa ausgefranst?

Zwanzig Jahre nach dem EU-Beitritt Österreichs hat Nationalismus die europäische Solidarität abgelöst.

Analyse von ROMAN GOLDBERGER

Es war wohl einer der schönsten Abende in der politischen Karriere von Franz Vranitzky: Am 12. Juni 1994 durfte der damalige Bundeskanzler auf den Beitritt Österreichs zur Europäischen Union anstoßen. In einer Volksabstimmung hatten 66,4 % der Österreicher für den Beitritt gestimmt. Die Wahlbeteiligung lag bei unglaublichen 82,5 %. Ein klares Votum für Europa.

Das heutige Bild, zwanzig Jahre später, sieht anders aus. Die Euphorie ist verflogen. Laut aktuellem Eurobarometer sind nur 27 Prozent der Österreicher der Meinung, dass sich die EU in die richtige Richtung entwickelt. Die FPÖ warb mit dem Slogan „Zu viel EU ist dumm“. Das Interesse vieler an Europa ist verloren gegangen. In einer profil-Umfrage sagt jeder Dritte, dass die EU-Wahl so unwichtig sei, und dass es keinen Unterschied mache, ob man wählen gehe oder nicht.

Was ist passiert? Was hat dieses Desinteresse an der EU ausgelöst – und ist die Kritik an der EU berechtigt? Eine mögliche Antwort findet sich in einem Stammtischlokal im Innviertel (OÖ). „Wir zahlen für die Griechen, Portugiesen und Spanier. Aber umgekehrt bekommen wir nichts zurück“, sagt ein 53-jähriger Herr, während er seine Zigarette ausdrückt. Von seinen Sitznachbarn erntet er anerkennendes Nicken.

Hat der Herr recht? Tatsächlich gehört Österreich als sechstreichstes Land der Europäischen Union zu den Nettozahlern. Fast drei Milliarden Euro zahlt Österreich pro Jahr an die EU. Knapp zwei Milliarden Euro fließen zurück. Rechnungsliefert also jeder Österreicher gut 100 Euro pro Jahr in Brüssel ab. Aber: Der Großteil des EU-Budgets fließt in Regional- und Landwirtschaftsförderprogramme. Mit denen werden strukturschwache Regionen unterstützt. Davon profitiert zum Beispiel das Burgenland. Österreich steigerte seit dem EU-Beitritt seine

Wirtschaftskraft inflationsbereinigt um fast 10 Prozent. Ein Grund dafür ist der freie Warenverkehr. Die Exporte stiegen von 1995 bis 2013 auf das Zweieinhalbfache. Die österreichischen Auslandsinvestitionen sind 14 Mal so hoch wie 1995. Die Investitionen ausländischer Firmen in Österreich sind achtmal so hoch wie

„Wir zahlen für die Griechen, Portugiesen und Spanier. Aber umgekehrt bekommen wir nichts zurück.“

vor dem EU-Beitritt. Dazu kommen eine einheitliche Währung und die offenen Grenzen zwischen den Schengenländern.

Dennoch ist es bisher nicht gelungen, den europäischen Gedanken in den Köpfen der Europäer zu verankern. Warum? Auch, weil sich viele Politiker in den Nationalstaaten auf Kosten der EU profilieren wollen.

Ein Beispiel ist der Vertrag von Lissabon. Der österreichischen Ratifizierung des Reformvertrags sind etliche rhetorische Schlachten vorausgegangen. FPÖ-Chef Heinz-Christian Strache zum Beispiel zeichnete düstere Bilder: „Der Bundesadler wird nach Brüssel geschickt, um als gekochtes Suppenhuhn wiederkommen.“ Am Ende des Tages war der Vertrag ratifiziert. Das war 2007. Heute, sieben Jahre später, ist der Bundesadler noch immer in Österreich, Straches Prognose hat sich nicht bestätigt. Stattdessen wurde durch den Vertrag von Lissabon das Europaparlament gestärkt. Also Parlamentarier, die demokratisch – auch von allen Österreichern – gewählt werden.

Fazit: Europäische Solidarität nützt auch Österreichern. Wer einzelstaatliche Interessen über die Interessen von uns Europäern stellt, gefährdet die Idee des gemeinsamen Europa. Das sollten alle wissen: Politiker, Journalisten, sämtliche Europäer. Ansonsten franst Europa aus.

IMPRESSUM

Herausgeber und Medieninhaber: Kuratorium für Journalistenausbildung (KfJ), Karolingerstraße 40, 5020 Salzburg, www.kfj.at.
Redaktionelle Leitung: Christian Resch
Gerhard Rettenegger
Chefs vom Dienst: Selina Thaler (online), Gerald Gundl (print)
Redaktion: Robert Arndt, Thomas Bayer, Tiziana Beyer, Lisa Breit, Roman Goldberger, Miriam Hotter, Michaela Hubweber, Irmgard Landsteiner, Marco Riebler, Laura Schrettl, Tobias Waidhofer, Natalie Zettl
Fotoredakteur: Marco Riebler
Satz & Grafik: Michael Einböck
Online: traum2014.wordpress.com
Verlagsort: Salzburg
Hersteller: Druckzentrum Salzburg, Karolingerstraße 38, 5020 Salzburg

Das Österreichische Journalisten-Kolleg ist die Grundausbildung für Journalisten in Österreich. Junge Talente und engagierte Quereinsteiger lernen berufsbegleitend und modular. Organisiert wird das Kolleg vom Kuratorium für Journalistenausbildung/der Österreichischen Medienakademie: die Aus- und Weiterbildungsinstitution für Journalisten in Österreich seit 1978.



von NATALIE ZETTL

Die Regenbogenfahnen flattern im Wind, als wollten sie die Botschaft ihrer Träger unterstreichen: „We are here and we are queer“, tönt es laut durch Salzburgs Innenstadt. „Wir sind hier und wir sind schwul“, bedeutet das. Passanten bleiben stehen, drehen sich mit großen Augen um. Manche haben sich am Straßenrand versammelt und winken der bunten Menge an Demonstranten zu, die zu lauter Musik durch die Stadt tanzt.

Es ist der „International Day Against Homophobia“, kurz IDAHO. Für die Demonstration quer durch Salzburg, den Walk4IDAHO, haben sich knapp über einhundert Menschen versammelt – trotz strömenden Regens. „Wir sehen das symbolisch“, erklärt ein Teilnehmer mit einem kleinen Schmunzeln. „Regen und etwas Sonne, die in manchen Ländern schon etwas mehr als in anderen durch die Wolken scheint – das ergibt einen Regenbogen.“

In der Nacht zuvor hatten Gegner die speziell für den IDAHO aufgezogenen Regenbogenfahnen von der Staatsbrücke abgerissen. Darüber empört sich Vizebürgermeisterin Anja Hagenauer (SPÖ): „Ich verstehe nicht, wie man im Jahr 2014 in Österreich dagegen sein kann, dass Menschen verschieden sind. Und ich verspreche euch, die Stadt Salzburg wird immer darauf achten, dass alle hier Platz haben – egal, wer sie sind und wen sie lieben.“

Zu lieben und in dieser Liebe akzeptiert zu werden – das ist das Ziel der Demonstranten. „Liebe kennt keine Grenzen“ und „Love wins“ steht auf den Transparenten, die in allen Farben schillern und den grauen Regentag kunterbunt machen. Eine Gruppe junger Männer hält mit stolzem Gesichtsausdruck ein violettes Pappschild in die Luft, auf dem in großen Lettern steht: „Wir treiben es bunt.“

Die Republik Österreich steht Trans- und Homosexualität im Vergleich eher neutral gegenüber – anders als andere Länder, in denen über Schwule und Lesben teilweise sogar die Todesstrafe verhängt wird. Trotzdem geben in einer Studie aus dem vergangenen Jahr 48 Prozent aller homosexuellen Befragten in Österreich an, in den letzten 12 Monaten mindestens einmal diskriminiert worden zu sein. Viel zu viele, findet auch die Homosexuelle Initiative Salzburg. Und geht auf die Straße.

Am Mirabellplatz wird der Demonstrationzug noch um einige Nu-



Tanzdemo: Trans- und Homosexuelle bewegen sich auf die Bevölkerung zu.

BILD: NATALIE ZETTL

Akzeptanz

Tanzdemo gegen Homophobie: In Salzburg gehen mehr als hundert Menschen für ihren Traum auf die Straße.

ancen bunter: Drei Transsexuelle, schrill gekleidet in pink und hellgrün, gesellen sich zu der Gruppe und stolzieren dem Musikwagen voraus. Der Kopfputz schwingt im Wind, die fantasievoll geschminkten Gesichter schillern. Am Platzl steht der samstägliche Betrieb einen Moment lang still – und dann möchten plötzlich so viele Passanten ein Foto von den drei Diven, dass diese gar nicht wissen, wo-

hin sie sich zuerst drehen sollen. Selbstbewusst posieren sie für die Kameras. Eine der drei drückt ihrem Begleiter mit einem koketten Augenaufschlag einen Kuss auf die Wange.

Eine der Forderungen Homosexueller: das Recht, zu heiraten. Bisher sind lediglich eingetragene Partnerschaften erlaubt. Zwar hat Conchita Wurst mit ihrem Sieg beim Song Contest etwas bewegt – sogar einzelne ÖVP-Po-

litiker sprechen sich jetzt für die Homosexuellen-Ehe aus. Aber viele Betroffene haben die Befürchtung, dass die aktuelle Euphorie nicht lange anhalten wird.

Auf einem der Flugblätter, die während des Walk4IDAHO an die Zuschauer verteilt werden, steht: „...noch immer werden Trans*personen wie auch Homosexuelle ungerecht behandelt. Dass Conchita Wurst den Eurovi-

sion Song Contest gewonnen hat, wird leider nicht viel daran ändern.“ Der Walk4IDAHO endet in der Glockengasse in der Altstadt. Dort werden die Schilder abgestellt, die Transparente zusammengerollt und Getränke serviert. Die Teilnehmer prostern sich zu und sind sich einig, dass Conchita Wurst mit ihrer Parole recht hat: Diese Bewegung kann man nicht mehr aufhalten. „We are unstoppable.“

Die Liebe hat ihren Preis

Bill Acker zog vor 40 Jahren auf eine Insel im Pazifik mit Sonne und Meer statt TV und Internet.

von THOMAS BAYER

Der Sohn eines Farmers bewarb sich beim Friedens-Corps und wollte nach dem Studium unbedingt in den Pazifik. Er landete auf einer kleinen mikronesischen Insel, 12.000 Kilometer von Texas entfernt. Dort lebt der heute 74-jährige seit nunmehr knapp 40 Jahren seinen persönlichen Traum.

Als Bill Acker 1976 ankam, arbeitete er erstmals in einem Projekt für die wirtschaftliche Entwicklung des Inselstaates. Eigentlich wollte er nur fünf Jahre auf Yap bleiben. „Was

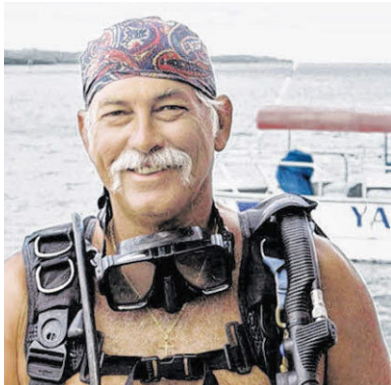
mich hier gehalten hat, ist sehr einfach: die Menschen. Sie sind etwas ganz besonderes, sehr herzlich und offen“, schwärmt Bill noch nach knapp vier Jahrzehnten. „Ja, ich verliebte mich in die Insel und bald darauf in Patricia. Wir sind seit 28 Jahren verheiratet und haben vier Kinder. Hier ist mein Zuhause.“

Barfuß sitzt „Pops“, wie ihn hier alle nennen, am Bootssteg seines kleinen Taucher-Hotels in Colonia, der Hauptstadt von Yap. Sein fast weißes Haar und sein Bart glänzen im Sonnenlicht. Seine muskulösen Beine sind seitlich mit mikronesischen Mustern tätowiert. Er nippt

am selbstgebrautem Bier. „Ein Hotel hier aufzubauen ist nicht leicht. Viele Dinge, die Urlauber heutzutage erwarten, müssen erst einmal hergebracht werden“, erklärt er. Die einzige Fähre, die die umliegenden Inseln miteinander verbindet und Waren bringt, kommt nur alle vier Wochen. Neues Baumaterial für das Hotel und Ersatzteile für die Tauchbasis müssen gesondert aus Japan oder von den Philippinen organisiert werden. Kann ein Generator nach einem Defekt nicht gleich repariert werden, gibt es mitunter tagelang keinen Strom. „Die Insel ist sehr arm. Es gibt kaum Tourismus.“ Es fehlt

das Geld und somit auch der Kontakt zur Außenwelt. „Darunter leiden vor allem die Menschen. Sie sind aufrichtig und arbeiten sehr hart. Die Welt kennt uns nicht. Sie übersieht uns“, meint Bill.

Lebensträume sind nicht gratis. Kein Nachtleben, kein Fernsehempfang, kein Internet – trotzdem würde er sich wieder für die Insel entscheiden. Begeistert von der Natur und den Menschen würde er wieder alles hinter sich lassen und hier bleiben. Freunde und Familie zurück lassen, um sich neu zu verlieben – in eine völlig fremde Kultur und in ein fast unberührtes Inselparadies. Bill



Bill Acker lebt seit 40 Jahren auf der Insel Yap im Pazifik.

BILD: TOM BAYER

tauschte Anzug gegen Badehose, Sonne und Meer gegen moderne Technik – für ein Leben unter einfachen Menschen auf einer Insel, auf der die Zeit still steht.

Amor schießt mit Karteikarten

Online-Partnerbörsen boomen. Es gibt aber noch klassische Kontaktvermittlungen, die mit Karteikarten arbeiten. Ein Selbstversuch.

Die Hände sind feucht, der Puls steigt: Das erste Blind-Date. Er kann jede Minute kommen. Doch in das wohlige Kribbeln mischt sich immer mehr Nervosität. Was, wenn er müffelt? Oder von der engen Beziehung zu seiner Ex erzählt? Zum Glück bleibt keine Zeit, über mehr Eventualitäten nachzudenken. Denn die Verabredung steigt gerade aus ihrem grauen BMW und kommt schnurstracks immer näher.

Früher musste man noch auf Partys gehen, Blickkontakt herstellen und allen Mut zusammennehmen, um jemanden anzusprechen. Dating heutzutage funktioniert auch anders: Immer weniger Menschen wollen beim Kennenlernen unnötig Zeit verlieren. Deshalb gibt es zahlreiche Partnerbörsen, auf denen Singles nach dem oder der Richtigen suchen.

So wie er. Der „Vielleicht“-Traumprinz hatte sich in seiner Anzeige bei „contacta“ als Hotelier, 183 cm, 31, dunkelblond, sportlich, Hobbykoch beschrieben. Und dieser Blick auf dem Foto: So lieb und fordernd zugleich. Auf seiner Karteikarte, die noch ganz altmodisch per Post eintrudelte, stand seine Handynummer. Nach einem kurzen Telefongespräch folgte ein Treffen am Baggersee.

Nach der „Schön, dass es geklappt hat“-Begrüßung schütteln

wir uns die Hand. Auch seine ist feucht. Doch schon nach der ersten Sekunde ist klar: Der Funke wird nicht überspringen. In Natura sieht er kleiner, schüchterner und rundlicher aus als auf dem Foto. „Ich heiße Adi“, sagt er. Adi? Etwa wie Adolf? Bei dem Gedanken, den neuen Freund mit dem Namen Adolf vorzustellen, stellen sich mir die Nackenhaare auf.

Die große Liebe sucht mein Date zum ersten Mal per Partnervermittlung. „Ich bin seit sieben Jahren solo“, erzählt er. Sieben Jahre. Was stimmt mit dem Mann nicht? Zu viel Arbeit im Hotel, zu wenig Zeit für Verabredungen, erklärt er.

Es ist unfassbar, wie langsam er redet, so wie man es eigentlich den Schweizern nachsagt. Adi braucht etwa acht Minuten, um zu erklären, dass er gerne Tennis spielt. Da braucht man viel Geduld. Vor allem, wenn man weiß, wie der Satz zu Ende gehen wird, Adi aber eine Ewigkeit für die letzten sieben Worte benötigt. Und auch er schaut nicht mehr so verliebt, als er von meiner Vorliebe für vegetarisches Essen hört.

Trotzdem plaudern wir ununterbrochen. Wie Freunde, die sich lange nicht mehr gesehen haben. Es ist nett, aber mehr auch nicht.

Nach einer Stunde ist das Treffen vorbei. „Wollen wir uns wieder sehen?“, fragt Adi, unsicher, ob er in den nächsten Tagen eine freie Minute dafür findet. „Wir hören uns“, versichern wir uns gegenseitig. Doch in diesem Moment ist klar, dass wir das nicht tun werden.



INFO

Verliebt in Zahlen und Fakten

Wie viele Singles gibt es in Österreich?
32 Prozent der Bevölkerung waren 2013 single.

Wie viele Menschen nutzen Singlebörsen?
2012 steuerten rund 700.000 Österreicher pro Monat eine Dating-Seite an.

Was suchen die Österreicher im Netz?
37 Prozent der Menschen wollen Sex, 38 Prozent suchen Flirts und Dates und 25 Prozent einen Lebenspartner.

Gehen mehr Männer oder Frauen auf Partnersuche?
56,2 Prozent der Online-Dater sind männlich.

Haben Online-Dater Erfolg?
29 Prozent aller Beziehungen in Österreich im Jahr 2011 entstanden im Netz.

Quellen: Parship.at, singleboersen-vergleich.at, Statistik Austria, Format

Ins Netz gegangen?

Miriam will es probieren: Daten über eine Partnervermittlung. Das scheint mir vielversprechend. Aber weil Karteikarten ziemlich old-fashioned sind, wird von mir nun die moderne Version getestet.

Heiße Dates mit Menschen im Umkreis verspricht die Smartphone-App „Tinder“. Das Flirten funktioniert dort so: Die Paarungswilligen registrieren sich mit Foto – und Tinder spuckt potenzielle Traumpartner in der Nähe aus. Gefällt das Gegenüber nicht, klickt man auf X. Sagt jemand optisch zu, vergibt man ein Herz. Empfindet der oder die Auserwählte gleich, kommt es zum Kontakt. Tinder meldet dann: „Es passt. Ihr steht aufeinander!“ Schnell zeigt sich: Unscharfe Fotos genügen als Aushängeschild. Ein einfaches „Wie geht’s?“ reicht zur Kontaktaufnahme. Was nur selten am Display auftaucht, ist ernsthaftes Interesse an der anderen Person.

Ich bin motiviert. Und vergebe Herzen en masse. Der erste der mich zurück herzt ist „Don“. Don ist angeblich 29, Techniker, DJ, studiert Jus und will mich im wirklichen Leben heißt Don übrigens Benji. Ein Treffen ist schnell arrangiert. Dort sitzt Benji im Raucherbereich und wirkt ein bisschen hilflos. Er legt sehr viel Wert darauf, zu betonen, dass er nicht freiwillig auf Tinder ist. Seine Freunde hätten ihn

überredet, die App zu installieren. Benji soll so eine aufregende Frau finden. Mich? Der junge Mann ist skeptisch und prüft gewissenhaft mit einem ausgefeilten Fragenkatalog. Er will herausfinden, wie ich ticke. „Würdest du dich als anspruchsvoll bezeichnen? Was sind deine Schwächen?“ Es ist wie beim Vorstellungsgespräch. Meine Schwächen möchte ich eigentlich nicht so gerne preisgeben. „Aber ich höre dir so gerne zu“. Benji unterhält intensiven Augenkontakt. Als würde er in meinen Pupillen nach dem perfekten Sager suchen. Die meisten Frauen auf Tinder sind ihm „zu künstlich“, erklärt Benji dann. Was er bevorzugt, seien natürliche, schlanke Frauen, aber mit großen Brüsten. Das war er definitiv nicht, der perfekte Sager. Aber zumindest war es ehrlich. Nach zwei Weißbier wird Benji vom Macho zum Zweifler. „Warum bin ich eigentlich so unsicher?“ Es wirkt, als würde er sich zum ersten Mal diese Frage stellen. Das Tinder-Treffen wird zum Selbstfindungsprozess. Die Minuten vergehen, die gezwungene Grundstimmung bleibt. Meine Vermutung: Auf einer Party wäre es nicht bis zum Gespräch gekommen.

Partnersuche auf Tinder ist wie die sprichwörtliche Suche nach der Nadel im Heuhaufen. Das ist mein erster Gedanke am Heimweg. Und dann meldet sich das Handy. Es ist Benji: „Und? Was ist dein Fazit?“ Er glaubt, seine Nadel gefunden zu haben. Ich weiß aber: Er wird weitersuchen müssen.

Der Traum von der ewigen Schönheit

Verdrehte Nasen, alte Gesichter und hängende Augenlider.
Das ist das Arbeitsfeld des plastischen Chirurgen Christoph Papp.

von MARCO RIEBLER

Dr. Christoph Papp ist Facharzt für plastische Chirurgie in Salzburg. Im Interview spricht er über erfüllte Schönheitsträume und warum Schönheitschirurgie ein Schimpfwort ist.

Man hört, für Sie ist das Wort Schönheitschirurgie ein regelrechtes Schimpfwort. Stimmt das?
Ja. Das Wort spiegelt eine Traumwelt wider, es wurde von Boulevardmedien erfunden. Schönheitschirurgie verbindet man mit Geld und Glamour. Das passt nicht zu meinem Beruf.

Was bewirken Sie mit Ihrer Arbeit?
Goethe sagte: „Schönheit ist das Maß aller Dinge“. Unsere Tätigkeit, die plastische Chirurgie, hat einen ästhetischen Aspekt zu erfüllen. Jede Operation beinhaltet einen medizinischen Faktor.

Wenn man sich selbst einfach nicht gefällt – ist das dann schon ein medizinisches Problem?
Leute kommen mit psychischen Problemen zu uns, wenn sie mit ihrem Körper nicht zufrieden sind. Frauen, die

fast keine Brust besitzen, leiden extrem darunter. Menschen sind selbstkritisch, verstärkt durch Kritik von Mitmenschen und Lebenspartnern.

Behandeln Sie in der Regel mehr Frauen oder Männer?
70 Prozent Frauen und 30 Prozent Männer. Eingriffe an der Nase, den

Ober- und Unterlidern stehen bei Männern ganz oben. Frauen lassen sich vor allem bei den Augenlidern und den Brüsten operieren. Dabei handelt es sich um Brustvergrößerungen und -verkleinerungen.

Zahlen Krankenkassen eigentlich für plastische chirurgische Eingriffe?

In vielen Fällen zahlt die Krankenkasse nicht. Es gibt genaue Richtlinien, die jeden einzelnen Fall bewerten.

Ist die Gesellschaft nun offen für die plastische Chirurgie?
Keiner geht mehr durch die Hintertüre in die Praxis, man steht dazu. Das Angebot an plastischer Chirurgie wächst.

Drückt das größere Angebot den Preis?
Schon. Junge Kollegen drücken den Preis, um ins Geschäft zu kommen.

Sind Operationen im Ausland günstiger?
Die Operationen an sich sind oft günstiger. Hinzu kommen Reisekosten und Übernachtungskosten. Es gibt Patienten, die eine Operation im Ausland bevorzugen. Großteils in Ungarn, Tschechien und auch in Amerika. Davon rate ich ab. Denn die Nachbehandlung ist genauso wichtig wie die Operation selbst. In Kliniken im Ausland verbringen Patienten oft nur eine Nacht in Behandlung oder werden sogar ambulant betreut. Das ist ein Risiko.

Was ist eigentlich das Schönste an Ihrem Beruf?
Die Wiederherstellung von Form und Funktion. Mit all den technischen Mitteln, die uns zur Verfügung stehen.

Erfüllen Sie Träume?
Ja absolut. Menschen mit verdrehter Nase, einem alten Gesicht oder Frauen mit zu kleinen Brüsten leiden darunter. Für diese Menschen erfülle ich Träume.



Christoph Papp (69): „Die Wiederherstellung von Form und Funktion ist das Schönste an meinem Beruf.“

BILD: MARCO RIEBLER

In der Schwebe

von TIZIANA BEYER

Ich fühle mich, als würde ich schweben, ich habe jedoch weder getrunken, noch habe ich etwas geraucht – ich stehe unter Hypnose.

„Konzentriere dich auf den Punkt, schau nur darauf.“ Mit diesen Worten beginnt Montagmorgen die Hypnosesitzung bei Manuel Horeth in Salzburg. Ich liege in einem weichen Sessel, auf meinem Kopf sitzt eine Elektrode. An meinem Ohr läppchen hängt ein Clip und auf meiner Hand klebt ein Sensor. Damit wird aufgezeichnet, wie sich meine Hirnströme während der Hypnose verändern. So behangen, soll ich mich jetzt tiefer ent-

Hypnose ist nicht gleich Hypnose

spannen als jemals zuvor. „Schau auf den Punkt. Deine Augen werden müde, ein schwerer Schleier zieht sich über deinen Körper.“ Doch leider spüre ich den Schleier nicht. Ich spüre nur die drückende Elektrode und wie mein Arm langsam einschläft. Und ich überlege, was ich heute noch alles zu erledigen habe: Einkaufen, Fotos durchsehen und einen Beitrag schreiben. Hypnose ist eine Technik, um den Bewusstseinszustand eines Menschen zu verändern. Doch wozu? Entweder, um zu heilen – oder, um ein Publikum zu unterhalten. Die klinische Hypnose darf nur von Ärzten und Psychologen ausgeübt werden. Es gibt dazu laut der Österreichischen Gesellschaft für freie Hypnose keine höchstgerichtliche Entscheidung, die Wirtschaftskammer erteilt jedenfalls keinen Gewerbeschein für die Ausübung.

Die klinische Hypnose ist die zielgerichtete und bewusste Behandlung von psychischen Störungen und Krankheiten: etwa Angstzuständen und Phobien. Der Patient begibt sich an einen Ort in seinem Kopf, an dem der Angstzustand zum Vorschein kommt oder in der Vergangenheit verankert ist. Der „Blick von außen“ erlaubt eine neue Sicht auf die Situation. Hypnotiseure arbeiten dabei mit Suggestionen, also mit geistig-psychischen Beeinflussungen. Ein Beispiel: Um zu entspannen, wird der Patient an einen idyllischen Ort geführt. Langsam scheint Heide Hölzl Hypnose zu wirken. „Du steigst in einen Lift ein und fährst in die Tiefe. Mit jedem Stockwerk bist du entspannter.“ Die Glieder werden schwer. Der rechte Arm ist eingeschlafen. Ich atme tief ein und aus. Dennoch lassen mich die Gedanken rund um den Tag nicht los. Und schon wieder lauert eine Frage in meinem Kopf. Was, wenn ich jetzt die Augen öffnen wollte?

Übrigens: Der eigene Wille bleibe trotz Hypnose bestehen. Alles, was man in der Wirklichkeit nicht tun würde, tue man auch in Trance nicht – das verspricht Horeth vorsichtshalber.

Das gilt auch für die Showhypnose. Der Show-Master wählt einen Zuschauer aus, der

stark auf Suggestionen reagiert und diese bedingungslos umsetzt. Das ist nur jeder zehnte Mensch. Die Showhypnose funktioniert auch, weil die Teilnehmer sich in einem Ausnahmezustand befinden. Die „Opfer“ stehen auf einer Bühne – in diesem Moment entsteht Druck. Also machen sie mit. „In dem Moment, wo sie mitmachen, glauben sie es. Wenn sie es glauben, wirkt es, und wenn es wirkt, ist es schon passiert“, sagt Manuel Horeth.

Inzwischen werde ich immer entspannter. „Stell dir eine Wiese vor, auf der sich die Gräser sanft im Wind bewegen.“, sagt Horeth. Ich rutsche tiefer in den Sessel und konzentriere mich auf die Worte. „Vor dir ist ein See und du liegst im Gras und hörst das Rauschen des Wassers.“ Es fühlt sich an, als würde ich schweben. Mein Kopf ist wie in Watte gepackt, ich denke an Nichts und genieße den Moment der totalen Entspannung. Ich bin in Hypnose – das glaube ich zumindest.

Beweisen kann das aber niemand. Ob sich jemand wirklich in Hypnose befindet, bleibt unklar. Was möglich ist: Die Hirnströme zu messen und somit zu verfolgen, ob jemand entspannt ist, oder schon schläft. Die Hypnose ist ein Zustand irgendwo dazwischen. Eine goldene Regel gibt es aber: Niemals darf man eine Person gewaltsam wecken. Der Therapeut müsse abwarten, bis der Patient von selbst wieder aufwacht, sagt Horeth. „Du steigst wieder in den Lift ein und fährst nach oben. Mit jedem Stockwerk fühlst du dich frischer. Du spürst deine Glieder und atmest bewusst. Wenn du oben ankommst, öffne die Augen und du bist im Hier und Jetzt“. Und tatsächlich: Ich bin

Zurück ins Hier und Jetzt

im Hier und Jetzt. Meine Sorge, nicht mehr aufzuwachen, war unnötig. Meine Hände kribbeln noch leicht, doch ich bin entspannt, mein Kopf ist klar. Selbst, wenn keiner sagen kann, ob ich wirklich in Hypnose war, hat sich das Erlebnis gelohnt. Zumindest habe ich es geschafft, einen Zustand der totalen Entspannung zu erleben und stressige Gedanken aus meinem Gehirn zu verbannen.

Und das, obwohl man als Journalist bekanntlich nie abschaltet, dauergestresst ist und zum Durchatmen kaum Zeit bleibt.



Tiziana Beyer wagte den Selbstversuch und ließ sich hypnotisieren.



Unterschiedliche Puppen im Salzburger Marionettentheater: Heide Hölzl zeigt die Herzkönigin aus Alice im Wunderland.

BILD: IRMGARD LANDSTEINER

Traum-Welt von *gestern*

Heide Hölzl spielt im Salzburger Marionettentheater beruflich mit Puppen.

von IRMGARD LANDSTEINER

Der letzte Ton der Glocke verhallt, als das Licht im Zuschauerraum dunkler wird. Nun verstummt auch das Publikum. Nur ein Räuspern und ein Niesen durchbricht die Stille. Weich ist er, der weinrote Plüschsessel. Ein Projektor wirft die Namen der Schauspieler und Sänger an die Seitenwände des Theaters. Dann hebt sich endlich der Vorhang. Leichtfüßig bewegen sich die kleinen Holzfiguren an ihren Fäden. Diese sieht das Publikum bald gar nicht mehr. Viele Zuseher vergessen völlig, dass auf der Bühne keine Menschen stehen. Papageno und Tamino aus der Zauberflöte sind nur Holzfiguren. Die Zuschauer heben ab in eine andere Welt – in die Welt der Marionetten.

Seit über hundert Jahren gibt es in der Salzburger Innenstadt ein Marionettentheater, in dem sich seither nicht viel verändert hat. Zahlreiche Welt-Tourneen haben es bekannt gemacht, zehn Puppenspieler arbeiten hier. Wichtig ist ihnen, dass sich die kleinen Freunde aus Holz wie Menschen, möglichst natürlich, bewegen. Was nicht immer einfach ist. „Die natürliche Bewegung der Puppe regt die Fantasie der Menschen an und entführt sie in eine Traumwelt“,

meint Heide Hölzl und schmunzelt dabei. Sie arbeitet hier schon seit über fünfzig Jahren als Puppenspielerin. „Das Gehen am Boden mit einer Marionette ist besonders schwierig“, sagt Hölzl. Die Technik der Holzfiguren beherrscht sie. Nur bei neuen Stücken und neuen Marionetten muss sie wieder üben. „Jede Puppe ist anders. Und um die eigenen Empfindungen in die Marionette zu übertragen, spiele ich mit dem ganzen Körper“, fügt Hölzl hinzu und bewegt sich dabei.

„Die natürliche Bewegung der Puppe regt die Fantasie der Menschen an und entführt sie in eine andere Welt.“

HEIDE HÖLZL

Das Puppentheater nutzt gezielt den Wechsel von Licht und Schatten, um die Figuren mit den starren Gesichtern lebendig wirken zu lassen. „Die Herausforderung für die Puppenspieler ist es auch, einen Gegenstand mit der hölzernen Hand zu greifen. Was für das Publikum selbstverständlich und natürlich erscheinen soll, muss gut geübt werden. An den Requisiten ist deshalb ein kleiner Haken montiert, in die der Steuermann die fadengelenkte Hand stecken muss“, erklärt Hölzl.

Die Puppenspieler am Salzburger Marionettentheater werden am Theater selbst ausgebildet, denn überall gibt es besondere Spieltechniken. In Salzburg spielt das Ensemble die Puppe nur mit einer Hand. „Musikalisch, fingerfertig, geduldig und fleißig sollte man sein, wenn man Puppenspieler werden will“, sagt Heide Hölzl. Ständiges Üben bringt die Routine. Was passiert aber, falls der dumme Fall eintritt und ein Puppenspieler während der Vorstellung niesen muss? „Die Puppe möglichst ruhig zu halten, lernt man in der Ausbildung“, lacht Heide Hölzl laut und denkt wahrscheinlich an eine lustige Begebenheit.

Der letzte Ton der Musik ist noch nicht ganz verhallt, als sich der Vorhang senkt und gleich wieder öffnet. Das Publikum applaudiert kräftig. Nachdem sich die Holzfiguren dankend verneigt haben, schließt sich der Vorhang erneut, um sich sofort wieder zu öffnen. Jetzt wird auch der Mensch hinter der Marionette sichtbar. Wer allerdings glaubt, dass es hier ähnlich ist, wie bei „Hund und Herrl“, der irrt. Die Puppenspieler gleichen nämlich so gar nicht ihren Freunden aus Holz.

Der Saal leert sich indessen langsam. Die Zuschauer sind wieder zurück aus der Welt der Marionetten. Zurück im Hier und Jetzt – in dieser Welt.



Virtuelle Reisen durch den Kosmos im Ars Electronica Center in Linz: Die Erde mit ihren Magnetfeldern in 3D.

BILD: AEC/GERID HAGER

Traum-Welt von *morgen*

Zwischen Galaxien oder Auge in Auge mit der Mona Lisa
– neue Blickwinkel im virtuellen Raum des „Deep Space“

von MICHAELA HUBWEBER

Der Mond ist gerade einmal so groß wie eine Murre, und durch die 3D-Brille sieht es so aus, als ob man ihn einfach nehmen und in die Hosentasche stecken könnte. Aber dann fährt die Hand doch nur durch den leeren Raum. Mit einem Wisch über den iPod holt die junge Frau, die die Vorführung bedient, den Erdtrabanten näher heran. Jetzt können die Zuschauer einen Blick auf seine Oberfläche werfen, die zerfurchte Landschaft mit Narben und Kratern ist gestochen scharf und sieht täuschend echt aus.

Dass für diese Aussicht niemand ein Spaceshuttle bestiegen muss, liegt daran, dass das Ars Electronica Center (AEC) Linz seit 2009 im sogenannten „Deep Space“ virtuelle Welten ins Museum holt. Technisch möglich wird das durch acht Projektoren mit FullHD-Auflösung, die Bilder auf die Wand und den Fußboden des Vorführraums werfen. 16 mal 9 Meter große Darstellungen können so gezeigt werden; bei vielen der Präsentationen kommen auch 3D-Brillen zum Einsatz.

Im Gegensatz zum klassischen 3D-Kino können die Bilder im „Deep Space“ per Fernbedienung

angesteuert, gezoomt oder bewegt werden. Dafür sind die sogenannten Infotrainer zuständig. „Bei uns ist es nicht so, dass wir eine fix vorbereitete Show zeigen, wo wir nur mehr auf Start drücken müssen“, erklärt Andreas Bauer, Leiter im AEC. „Der Infotrainer hat also die Vorführung in der Hand, kann sie steuern, bewegen und damit auch auf das Publikum eingehen und das Programm anpassen.“

Denn die Reise durchs Weltall mit „Uniview“ ist nur eines von ver-

„Deep Space bietet die Möglichkeit, in Traumwelten, aber auch in reale Bilder einzutauchen.“

ANDREAS BAUER, AEC

schiedenen Programmen, die im „Deep Space“ gezeigt werden. Hochauflösende Fotografien von Kunstwerken oder Landschaften erlauben es, sich Werke wie Leonardo da Vincis Mona Lisa oder den Yosemite-Nationalpark in den USA ganz aus der Nähe anzusehen. Rekonstruktionen anhand von Messungen bei Ausgrabungen machen es wiederum möglich, durch die Tempel der alten Maya-Stadt Tikal oder durchs antike Theben zu spazieren. Bei Medieninstallationen, Tanzper-

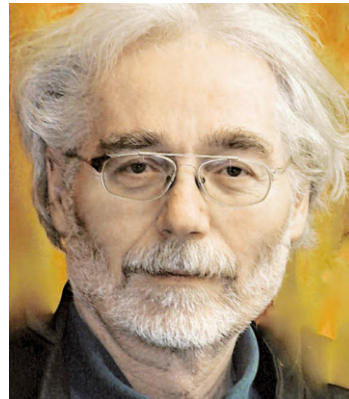
formances oder Konzerten mit passender Visualisierung können die Besucher hingegen in abstraktere Welten eintauchen.

Ein Beispiel dafür ist ein Konzert der japanischen Pianistin Maki Namikawa. Die atmosphärischen Klänge des Klaviers verbinden sich dabei mit unwirklichen Bildern. Weiße Raster aus feinen Linien reagieren auf die gespielte Musik und bilden bizarre Formen, digitale Schluchten und Landschaften, die wirken, als kämen sie aus einer anderen Welt. „Deep Space bietet damit natürlich schon die Möglichkeit, in Traumwelten einzutauchen“, sagt Andreas Bauer.

Die virtuelle Reise im Weltall geht nach einer halben Stunde langsam zu Ende. Sie hat uns quer durch unser Sonnensystem, in entfernte Galaxien und bis zum Rand des Universums geführt. Dort ist nur noch kosmische Hintergrundstrahlung messbar, die in der Visualisierung eine blau glühende Kugel formt. Die Erde ist schon lange in einem Gewirr aus Sternen verschwunden, unsere Sonne nur noch ein Pünktchen unter vielen. Die Infotrainerin führt einen Befehl am iPod aus – „damit wir wieder nach Hause finden“. In Lichtgeschwindigkeit jagen Sterne und Galaxien auf uns zu, im Bruchteil einer Sekunde sind wir wieder auf der Erde gelandet.

Was uns Träume sagen wollen

Wir alle träumen, jede Nacht. Das wirft Fragen in uns auf. Was bedeuten unsere Träume? Warum kann ich mich erinnern oder auch nicht? Im Internet finden sich in zahlreichen Foren Antworten auf diese Fragen. Doch Vorsicht: Die sogenannten Traumsymbole haben nicht für jeden die gleiche Bedeutung. Das bestätigt Reinhard Skolek, Psychotherapeut in Wien. Für ihn ist die Biografie der Träumer wichtig.



Um die Träume eines Menschen deuten zu können, ist für Reinhard Skolek die Biografie des Träumers wichtig.

BILD: REINHARD SKOLEK

von LAURA SCHRETTL

Herr Dr. Skolek – Träume sind bekanntlich dazu da, Dinge in der Nacht zu verarbeiten, oder nicht? Diese Traumtheorie ist ziemlich gesichert. Denn wenn man Menschen stört, während sie träumen, dann sind sie am nächsten Tag gereizt und aus dem Gleichgewicht, es fehlt etwas.

Sind Träume überhaupt wichtig? Sigmund Freud hat einmal gesagt, der Schlaf ist der Hüter des Traumes, also: Man braucht den Schlaf, damit man träumen kann. Umgekehrt ist es genauso: Man braucht den Traum für guten Schlaf. Träume dienen dazu, ein seelisches Gleichgewicht herzustellen, das gelingt aber nicht immer. Es gibt auch Träume, die Angst machen, bei denen man mit unguuten Gefühlen aufwacht. Träume versuchen einen seelischen Ausgleich und eine innere Ruhe herzustellen.

Warum können sich manche Leute an ihre Träume erinnern und manche nicht?

Kinder erzählen sich noch gerne ihre Träume. In unserer Kultur bekommen sie meistens ein verständnisloses Achselzucken als Antwort von den Erwachsenen und so Phrasen wie „Träume sind Schäume“. Die Eltern können mit Träumen nichts anfangen, damit bekommen die Kinder keine Antworten und dann lassen sie es irgendwann. In anderen Kulturen, wo der Traum – zu Recht – eine größere Bedeutung hat, erzählt man sich Träume, tauscht sich aus und merkt sich die Träume so besser.

Man liest oft von häufigen Traumsymbolen, wie Spinne, Schlange oder Tod. Was bedeuten die?

Menschen wollen ihre Träume verstehen, das ist auch verständlich. Sie schauen eben im Lexikon nach, was die Spinne bedeutet. Das stimmt aber leider nur selten. Ohne die Lebensgeschichte eines Menschen kann man einen Traum sehr schwer deuten. Ich brauche die aktive Mitarbeit des Träumers. Spinne heißt nicht gleich dies oder das. In dem die Träumer die Spinne zum Beispiel zeichnen, eine Geschichte darüber schreiben, wird dieses Sinnbild langsam erschlossen.

Können Sie ein anderes Beispiel nennen?

Kann ich. Ich träume zum Beispiel von einem Baum. Das ist auch ein häufiges Symbol. Für den einen ist der Baum eine Kindheitserinnerung, an das tolle Gefühl des Hinaufkletterns oder des schmerzvollen Herunterfallens. Für den anderen kann es auch ein Hindernis im Garten sein, das einer Neugestaltung weichen muss. Baum ist nicht gleich Baum. Doch es gibt auch Ge-

genbeispiele. Der Kreis ist für alle Menschen etwas Rundes. Der Zustand, der damit verbunden ist, ist der Zustand der Ausgeglichenheit. Wenn ich nach einer langen Phase des Konfliktes, eine Entscheidung getroffen habe, die für mich stimmt und ich mich „rund“ fühle, dann zeigt sich das in den Träumen. Zum Beispiel im Symbol des Kreises, der Kugel oder auch der Zahl Vier.

Warum können manche Leute bewusst aus ihren Träumen aufwachen und manche nicht?

Das kann man üben. Das sind die sogenannten luziden Träume, wo man weiß, dass man träumt. Man kann in einen Traum einsteigen, man kann sich vornehmen und auch lernen, zu wissen, dass man träumt und den Traum dann auch gestalten.

Luzider Traum heißt also: Ich weiß, dass ich träume, ich kann das Geschehen lenken und beeinflussen – stimmt das?

Meiner Meinung nach ist man in einem luziden Traum „halbwach“, jedenfalls wacher als im Tiefschlaf. Im wachen Zustand kann ich mich einbringen und den Traum auch verändern. Im Traum bin ich sehr reduziert in meinen Möglichkeiten, da bin ich wie ein kleines Kind den Emotionen im Traum ausgeliefert. Je wacher ich bin, desto aktiver kann ich in einen Traum einsteigen. Das könnte jeder lernen. Manche können es von Haus aus und manche sind dafür begabter.

Setzen sie Traumdeutung als therapeutisches Mittel ein?

Ja sicher. Dafür bin ich ja da. Die Träume sind der direkteste Weg zu den seelischen Brennpunkten eines Menschen. Ich bin sofort bei den wichtigsten Themen, die diesen Menschen beschäftigen. Und das auch noch auf eine sehr anschauliche Weise und direkte und emotionale Art.

Zur Person

Dr. Reinhard Skolek (geb. 1949) ist Psychotherapeut und Lehrtherapeut in Wien und St. Pölten. Er leitet das Zentrum für Psychotherapie und psychosoziale Gesundheit an der Niederösterreichischen Landesakademie. Skolek hat bereits zu den Schwerpunkten: Analytische Psychologie, Traum, Spiritualität etc. zahlreiche Arbeiten veröffentlicht und Vorträge gehalten. Er ist Ehrenpräsident und Lehranalytiker der Österreichischen Gesellschaft für Analytische Psychologie (C.G. Jung-Gesellschaft).

Traum mit Ablaufdatum

Benjamin Pranter lebte seinen Fußball-Traum.
Nach dem bösen Erwachen plant er nun sein neues Leben.

Von TOBIAS WAIDHOFER

Auf den ersten Blick haben der polnische Politiker Jerzy Buzek und Ex-Fußballer Benjamin Pranter nichts gemeinsam. Wenn man genauer hinsieht, gibt es aber doch etwas, was das ungleiche Duo verbindet – den 14. Juli 2009. Während der ehemalige polnische Ministerpräsi-

dent damals zum Präsidenten des Europaparlaments gewählt wurde, erzielte der heute 24-jährige Kicker sein erstes Tor im Profibereich für den FC Wacker Innsbruck. Ein weiter Pass, ein eleganter Lupfer über Red-Bull-Torwart Wolfgang Schober – und der Jubel der 4000 Fans im Innsbrucker Tivoli-Stadion brandete auf. Noch heute kann man die erste Duftmarke Pranters im Profi-Geschäft auf YouTube bestaunen.

„Das ist ein Moment, den ich nie vergessen werde“, erzählt Pranter. Die Bilder haben sich in sein Gedächtnis eingebrannt. „Das war mein Highlight. Beim Debüt gleich ein Tor zu erzielen. Ein Wahnsinn.“ Damals schienen dem 19-jährigen alle Türen offen zu stehen. Der Österreichische Fußballbund (ÖFB) wurde auf Pranter aufmerksam. Sechsmal stand er im Aufgebot diverser Nachwuchsnationalteams. Viele Kollegen von damals machten Karriere. Pranter nicht.

Während etwa Philipp Hosiner (Austria Wien) oder Jakob Jantscher (NEC Nijmegen/NED) heute um Punkte und Tore kämpfen, steht Pranter ebenfalls am Fußballplatz. Er hat aber eine ganz andere Mission. Und die ist weit von den Profiligen entfernt. Vor einem Jahr gründete der 24-Jährige die Videoproduktionsfirma „benmotion“. „Die Grundidee war, Bewerbungsvideos für junge Spieler zu erstellen“, erzählt Pranter. „Aber die Nachfrage war nicht groß. Also biete ich Fußball-Vereinen Analysen und Videos an.“ Für 70 Euro bekommen Klubs einen Film. „Richtig Geld verdienen kann ich so nicht. Aber es ist ein gutes Taschengeld“, weiß Pranter. Und das kann der Tiroler als Student gut gebrauchen. In Seekirchen studiert er Sport- und Eventmanagement.

Auch Fußball spielt er immer noch. Bei Wattens beackert er in der dritthöchsten Liga die linke Außenbahn. Nur eine Klasse fehlt zum Profitum. Trotzdem ist dieser Weg für den jungen Mann keine Option mehr. „Irgendwann musste ich an die Zukunft denken“, sagt er. Man merkt, wie schwer ihm diese Entscheidung gefallen sein muss. „Bei mir gab's immer nur Fußball“, meint

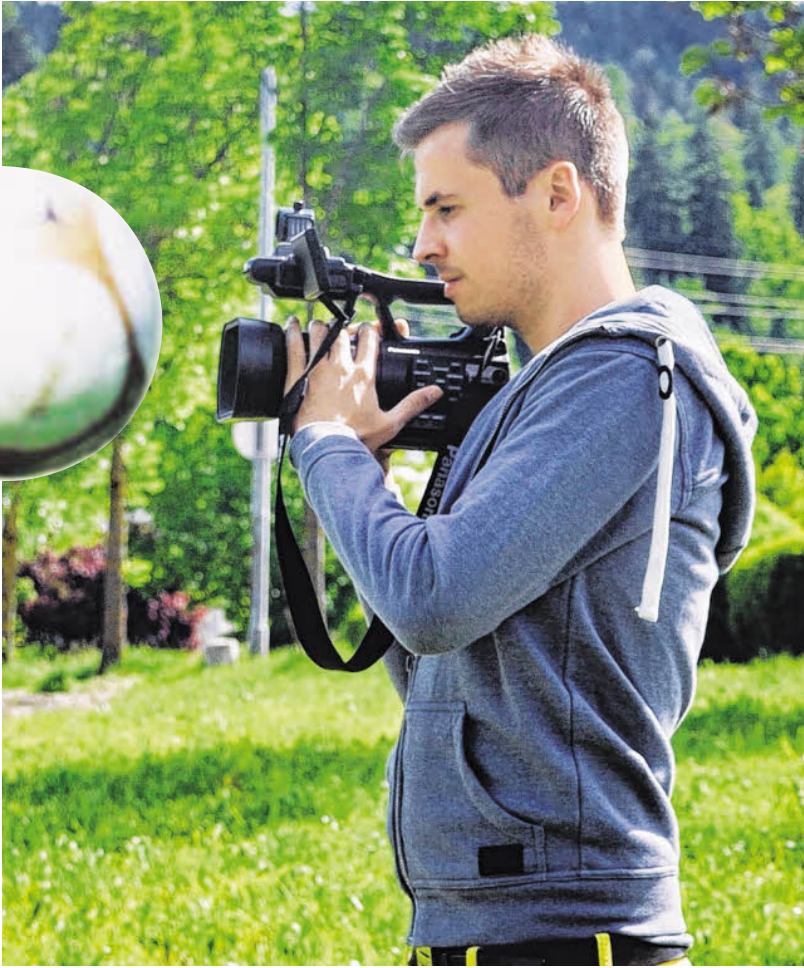


Im Dress des FC Wacker feierte Pranter sein Profidebüt.

BILD: GEPA/BACHUN

Pranter lachend. Wenn es in der Schule um Berufswünsche ging, habe er „dem Lehrer immer nur gesagt: ‚Das interessiert mich nicht. Ich werde Fußballer‘.“ Ein einschneidendes Erlebnis sei aber ein Match im März 2013 gewesen. „Ich bin voll motiviert in die Frühjahrssaison gestartet. Nach einem Foul war's aber schnell wieder vorbei“, erinnert er sich. Die Diagnose: Bänderriss, zwei Monate Pause. „Da reifte der Ent-

schluss, etwas Neues zu machen.“ Überhaupt zeichneten Risse und Frakturen Pranters Weg: Allein zwei Mal hielt das Kreuzband den Belastungen des Spitzensports nicht Stand. Verletzungen für ein ganzes Fußballer-Leben. „Ich will jetzt nicht sagen, dass es ohne die ganzen Bänderrisse anders gelaufen wäre.“ Eine Blutgrätsche für die Karriere seien die langen verletzungsbedingten Pausen aber schon gewesen.



Pranter wirft einen Blick auf sein altes Leben.

BILD: TOBIAS WAIDHOFER

Verteufeln will er das Profifgeschäfts nicht. Auch seinem Sohn würde er den Wunsch Profi-Fußballer nicht abschlagen. „Das Geschäft ist hart. Aber es ist immer noch ein Traumberuf. Du kannst dein Hobby zum Beruf machen und schnell viel Geld verdienen.“ Es lohne sich für den Traum zu kämpfen. Er hat allerdings ein Ablaufdatum. Pranter weiß das genau.

Inzwischen scheint der 24-Jährige mit sich im Reinen zu sein. Er hat sich mit seiner Lage halbwegs abgefunden und arbeitet an neuen Visionen. „Ich will auf jeden Fall etwas mit Fußball machen. Vielleicht im Management eines Vereins.“ Nur noch selten kämpft sich der Frust ans Tageslicht. „Wenn ich ganz schlecht drauf bin, kann das schon passieren“, gesteht Pranter, der sich mit seiner Freundin Jennifer gerade die erste gemeinsame Wohnung eingerichtet hat. „Wenn ich das Wiener Derby sehe, und dort spielen sechs Leute, mit denen ich früher auf dem Platz gestanden bin. Da komme ich schon ins Grübeln“, gibt er zu. „Aber es bringt ja eh nix.“

INFO

Was andere Ex-Fußballer heute machen

Thomas Berthold

Der ehemalige Bayer ist Werbebotschafter für Dr.-Goerg-Premium-Bio-Kokosnussprodukte.



BILD: EPA

Eric Cantona

Die Skandalnudel räumte zuerst mit Manchester United Titel ab, dann überzeugte er die Kritiker als Charakterschauspieler in Filmen wie „Looking for Eric“ oder „Switch“.



BILD: EPA

Markus Münch

Der ehemalige Bayern-Spieler ist Trainer. Nichts Besonderes für einen Ex-Fußballer. Statt Zweibeinern kümmert er sich aber um Vierbeiner. Er bildet Rennpferde aus.



BILD: EPA

Marten Laciny

Ein Leben wie ein Traum: Er spielte für Hansa Rostock. Dann ging er als Model nach New York. Heute stürmt er als Rapper Marteria die Charts. In Österreich bis auf Platz zwei.



BILD: EPA